

An einem Küchentisch im westlichsten Zipfel Indianas endet ein wichtiges Kapitel der Siedler-Geschichte. John Bieker kann das Ende bis in die Fingerspitzen spüren, er ist ein Teil davon, er fühlt sich schuldig deswegen, „I feel guilty“, sagt er. Er meint es ernst, er ist den Tränen nah. Die Last schwebt tonnenschwer über ihm, jeden Moment könnte sie ihn erdrücken.

VON MARION HAHNFELDT

Er sitzt in seinem Haus im kleinen Örtchen Saint Anthony am Rande des Hoosier National Forest, das Licht fällt milchig durch die schmalen Fenster, vor ihm ausgebreitet liegen Familienfotos; Bilder seiner Großeltern, wie sie gemeinsam vor ihrem Auto posieren, sie sehen aus wie Bonnie und Clyde, es gibt Bilder von seinen Eltern, er selbst als kleiner Junge ist zu sehen, schmal, mit frechem Lächeln im Gesicht; er sagt, er hatte eine glückliche Jugend.

Sein Ururgroßvater war einst aus einem kleinen Ort nahe Köln nach Amerika ausgewandert, 25 Jahre war er damals alt, mit dem Schiff hatte er sich von Bremerhaven auf in die neue Heimat gemacht, im Gepäck nichts weiter als seine Träume. In Indiana schließlich fand er, was er suchte; er heiratete, er gründete eine Familie. Deutschland lag hinter ihm, und doch ließ es ihn bis zu seinem Tod nicht los.

John Bieker nun ist der Vierte in der Familiengeneration. Er ist in Indiana geboren, er ist in Indiana aufgewachsen, er ist Amerikaner durch und durch, er trägt eine Basecap, auf der „Defending Freedom since 1775“ steht, und auch wenn sonst alles an ihm typisch amerikanisch zu sein scheint, es gibt einen Unterschied.

John Bieker spricht Fränkisch, er hat es von seinen Eltern gelernt, wie die von ihren Eltern, wie die von ihren Eltern. Er spricht es langsam, etwas holpernd, es klingt wie aus einer anderen Zeit, es ist, als habe sich seine Sprache hier in der 2nd Street von selbst konserviert. John Bieker redet wie sein Ururgroßvater.

Und während Deutsch also zu seinem Alltag gehörte wie die Blutwurst zum Sauerkraut, verliert sich mit ihm nun ausgerechnet diese Tradition. Keines seiner beiden Kinder kann Deutsch, er hat es versäumt, das Gelernte weiterzugeben, und nun löst sich das Fundament langsam auf, auf dem einst so vieles fußte.

John Bieker ist jetzt 70 Jahre alt, stirbt er, geht all das verloren, was sich über Jahrzehnte, über Jahrhunderte in der Familie halten konnte. Er ist, wenn man so will, der Letzte seiner Art. Seine Sprache ist eine Erinnerung an eine alte vergangene Welt.

Seine Geschichte ist kein Einzelfall, und sie ist exemplarisch. Überall in den USA beobachten Experten aktuell, wie mit der zumeist jetzt vierten oder fünften Generation der Auswanderernachfahren die Vergangenheit zum Erliegen kommt. Das Schema ist so weit verbreitet, dass die Wissenschaftler dafür einen Begriff gefunden haben: Language Death. Das Sterben der Sprachen.

Karen Roesch kann das Sterben zwar nicht aufhalten, aber sie begleitet es. Die Wissenschaftlerin aus Indianapolis



Amische Frauen am Strand von Florida. Diese religiöse Gemeinschaft spricht immer noch das Pennsylvania-Deutsch, das im 18. Jahrhundert entstand

## Der Letzte macht das Deutsch aus

reist dafür quer durch die Staaten, sie sammelt deutsche Mundarten wie andere Leute Briefmarken; sie begann ihre Recherchen in Central Texas, inzwischen ist sie vor allem in Indiana unterwegs. Hunderte Interviewstunden nahm die Deutsch-Professorin mit ihrem Diktiergerät auf, sie katalogisierte sie, sie wertete sie aus, sie wollte und will wissen, wie sich die Mundarten mit den Jahrzehnten veränderten, wie sie sich zum Teil verselbstständigten, wie daraus wieder neue Dialekte entstanden. Gerade hat sie ein Buch zum Thema veröffentlicht; der Titel: „Language Maintenance and Language Death“. Sie sagt: „Wenn die Sprache verloren geht, verliert sich die Geschichte.“ Sie weiß, dass die Zeit drängt.

Noch vor dem Ersten Weltkrieg war Deutsch die am meisten gesprochene Fremdsprache in Amerika. Fern der Heimat verband es die Ausgewanderten miteinander; die Schwaben mit den Mecklenburgern, die Hamburger mit den Münchnern, die Elsässer mit den Schweizern; für die meisten von ihnen kam Englisch erst an zweiter Stelle.

Karen Roesch nun ist überzeugt, dass unter anderem beide Weltkriege, beide

Über Generationen konservierten Nachfahren deutscher Siedler in den USA ihre Dialekte. Das ist nun vorbei. Forscher streiten über die Ursache des „Language Death“



John Bieker hat es versäumt, den moselfränkischen Dialekt an seine Kinder weiterzugeben

initiiert von Deutschland, maßgeblich für den Rückgang der Dialekte verantwortlich seien. Gerade während des Ersten Weltkrieges waren die Deutsch-Amerikaner zunehmend Repressalien ausgesetzt, es war ihnen in weiten Teilen des Landes verboten, Deutsch zu sprechen, Deutsch zu predigen, Deutsch zu schreiben; zugleich galt Englisch für die Neubürger als Symbol für eine erfolgreiche Integration, ein richtiger „American“ sprach Englisch – die Dinge nahmen ihren Lauf.

Im Büro von Karen Roesch in der Indiana University in Indianapolis liegt eine Karte, auf der man gut ersehen kann, wie sich die Dialekte einst in Deutschland mit den unterschiedlichsten Grafschaften und Herzogtümern verteilten. Schwäbisch, Alemannisch, Fränkisch, Westfälisch, Plattdeutsch; ihr Büro ist eine Art Reservat für sterbende Sprachen. Das Ganze ist ein großes Puzzle, und sie steckt mittendrin.

Als William D. Keel mit dem Sammeln von Mundarten begann, arbeitete er noch als Doktorand in Indiana, er hörte sich bei den Leuten auf der Straße um, er sprach sie an, er nahm das

Gehörte auf, beinahe 50 Jahre ist das jetzt her; heute ist er Professor of German an der University of Lawrence in Kansas, er hat etliche Aufsätze zum Thema geschrieben.

In Fachkreisen ist sein Name unmittelbar mit dem Thema germanistische Sprachwissenschaften verbunden, er weiß, wer die Architektur von Sprachen entschlüsselt, versteht, was die Welt der Menschen im Innersten zusammenhält. Und wie Karen Roesch hat er es sich zur Aufgabe gemacht, die Gegenwart für die Nachwelt festzuhalten, und wie sie ist er überzeugt, dass die aussterbenden Sprachen nicht zu retten sind, er gibt ihnen allenfalls noch wenige Jahre.

Sein Interesse gilt heute vor allem den ländlichen Gebieten in Missouri und Kansas; in Kansas etwa leben Wolgadeutsche und Bukowinadeutsche; vor 30 Jahren waren es noch 5000, jetzt sind es vielleicht unter 500. In naher Zukunft also wird der Letzte von ihnen das Wissen der Gemeinschaft mit ins Grab nehmen.

Während die meisten von Keels Kollegen glauben, dass der Erste Weltkrieg und der damit verbundene Druck

auf die Deutschen für den Niedergang der Mundarten verantwortlich ist, sieht er die Ursache vor allem in der Erfindung des Autos. „Plötzlich konnten die Menschen in die nächste Stadt fahren, die isolierten, ländlichen Siedlungen lösten sich auf. Vorher konnten sie das nicht. Sie blieben unter sich“, sagt er. Und auch die zunehmende Bildung habe der Muttersprache den Todesstoß versetzt. „Sobald das Kind in die Schule kam und Englisch lernte, war das Ende besiegelt.“

Mit seiner Theorie steht Keel ziemlich allein, er sieht sich selbst als den Bußprediger unter den Linguisten, die Amish People aber scheinen ihm recht zu geben.

Die ersten von ihnen waren im 18. Jahrhundert aus Deutschland und der Schweiz nach Amerika ausgewandert, die meisten emigrierten aus religiösen und ideologischen Gründen, die ersten Ankömmlinge ließen sich in Pennsylvania nieder, inzwischen sind sie überall in den USA zu finden. Bis heute kultivieren sie ihre Tradition, sie leben zurückgezogen auf ihren Farmen, lehnen Elektrizität ab, sie fahren von Pferden gezogene Kutschen, die Buggys, ihre Muttersprache ist Swiss German (Schwyz) oder Pennsylvania German (Däitsch), eine ursprüngliche Form des Deutschen. Und während sich die deutschen Dialekte der Auswanderer also immer weiter auf dem Rückzug befinden, wird ihre Sprache von immer mehr Menschen gesprochen. William D. Keel schätzt, dass die Zahl der Gemeinschaft bis ins Jahr 2050 auf etwa 500.000 answellen wird – ihre Mundart verbreitet sich wie ein Lauffeuer.

Und noch etwas lässt William D. Keel sicher sein, dass er mit seiner Theorie richtig liegt. „Wenn die Kriege verantwortlich sein sollten für das Sterben der deutschen Dialekte, warum beobachten wir bei den Nachfahren etwa der Norweger ein ähnliches Phänomen, auch dort sind die sprachlichen Varietäten auf dem Rückzug?“, fragt er hypothetisch in den Raum; es habe dabei aber nie Ressentiments gegen die Norweger gegeben.

Regelmäßig spricht Keel auf Konferenzen über sein Thema, und auch Karen Roesch, seine Kollegin aus Indiana, ist gerade auf dem Weg zu einem sprachwissenschaftlichen Kolloquium nach Pennsylvania, sie sagt: „Ich interviewe jetzt die letzte Generation dieser Leute, sie sind zwischen 70 und 90 Jahre alt, ich werde das Aussterben der Sprachen nicht aufhalten können, zumindest aber habe ich alles für die Zukunft aufgenommen.“

Und John Bieker, der Mann aus Indiana?

Er sitzt in seiner Küche, er hält sich an einer Tasse Kaffee fest und erzählt von seinem Vater, wie der regelmäßig im deutschen Chor sang, erzählt von seinem Großvater, der im Ort ein kleines Geschäft betrieb, in dem er alles das verkaufte, was die Ernte hergab, und er redet über seinen Enkel, zehn Jahre ist das Kind jetzt alt. Telefonieren sie, sprechen sie neuerdings fränkisch miteinander, der Junge ist der Erste der Nachfahren, der sich dafür interessiert.

Wer weiß, vielleicht ist hier im Zipfel von Indiana nicht alles verloren. Vielleicht hat die Vergangenheit dort eine Zukunft.

## Als Thilo Sarrazin einmal ein Interview gab

Intellektuell, Coffeetable-tauglich und so was von Print: Die Zeitschrift „Lettre International“ wird 30 Jahre alt. Ein Ständchen

Auf dem aktuellen Cover sieht man Alexander Dobrindt und Kanye West beim sozialistischen Bruderkuss. Honecker und Breschnew begegneten sich in gleicher Pose zum 30. Geburtstag der DDR. Jetzt, zum 30. Geburtstag der Zeitschrift „Lettre International“, tun es der CSU-Politiker und der US-Rapper auf dem Geburtstagscover, das der Künstler Tobias Rehberger gestaltet hat. Grenzüberschreitende Brüderschaft, „transatlantisch, transkatholisch, transbajuwarisch“? Man muss Kanye West und Dobrindt als solche allerdings schon erkennen, im Heft bekommt man es nirgends mitgeteilt.

VON MARC REICHWEIN

„Lettre“ gehört nicht zu der Sorte Zeitschriften, die einem alles auf die Nase binden. „Lettre“ wollte immer ein Organ sein, das dem Leser Urteilsfähigkeit zutraut und auch, mit Unge- wissheiten und Experimenten zurechtzukommen“, sagt Frank Berberich.

Der schnaubbärtige Alt-68er, der zu den Gründervätern der „taz“ gehört, rief „Lettre“ 1988 ins Leben und ist bis heute ihr Herausgeber und Chefredakteur. Ans Aufhören möchte und muss

er, Jahrgang 1949, nicht denken. „Wir haben unabhängig überlebt. Anders als manche öffentlich alimentierten Zeitschriften, die wie Untote leben und nie beweisen müssen, wie viele reale Leser sie haben, haben wir uns auf dem Markt behauptet. 30 Jahre lang.“

Der real existierende Markt für „Lettre“ ist klein, aber fein. Jedes vierteljährliche Heft der Intellektuellenillustrierten im Coffeetable-Format findet 15.000 Käufer. Laut einer Erhebung, die „Lettre“ vor Jahren selbst durchgeführt hat, ist man besonders bei Literaten, Künstlern, Theatermachern und Journalisten beliebt. „Des Weiteren“, so Berberich, „im Bereich der freien Berufe. Bei Architekten, Ärzten, Juristen, Kulturmanagern, Psychoanalytikern, intellektuell interessierten Unternehmern und politischen Denkern.“

Die Texte in „Lettre“ sind anachronistisch lang, anspruchsvoll, reichhaltig. Eine Highbrow-Nische, die sich neben dem Verkauf über Anzeigenseiten finanziert. Und über Autoren, die für Lettre schreiben wollen, auch wenn sie damit nicht viel verdienen können – außer Renomee. „Lettre“ (und deswegen das Titelwort „International“) ist ein europäisches Zeitschriftennetzwerk, das 1984 vom Exiltschechen An-

tonin Liehm in Paris gegründet wurde. „Vor dem Mauerfall behaupteten einige traditionslinke Verschwörungsfans, dass wir CIA-finanziert seien. Wir galten für manche als Zeitschrift, die den osteuropäischen Staatssozialismus unterminierte, weil wir auch Dissidenten veröffentlicht haben“, erinnert sich Frank Berberich. Nach 1989 erschien „Lettre“ zeitweilig in zwölf europäischen Sprachen. „Gerade musste die ungarische Ausgabe eingestellt werden“, sagt Berberich. Da waren’s nur noch vier: Neben Deutschland gehören jetzt nur noch Italien, Rumänien und Spanien zur *République des lettres*, also jener Gelehrtenrepublik, die im Namen von „Lettre“ mitschwingt. „Zeitschriften sind bis heute eine der großen Erfindungen der europäischen Aufklärung“, sagt Berberich. Aber als „Distributionsform von Gedanken“ müssen sie ums Überleben kämpfen. Anders als Theater, Museen, Kunst- oder Konzerthallen werden nur manche von ihnen höchst selektiv und „intransparent“ öffentlich gefördert.

Die deutsche „Lettre“ ist ökonomisch gesund – soweit ein Dreipersonenunternehmen plus freien Mitarbeitern, das im Jahr vier Nummern mit einem Budget von 20.000 Euro für Auto-

ren- und Übersetzungshonorare pro Heft (also 80.000 pro Jahr) produziert, gesund sein kann. „Lettre“ entsteht ohne Verlag im Hintergrund, was es vor Anpassungen an den Zeitgeist („Ihr braucht einen Relaunch!“) bewahrt hat. Auf Englisch, der lingua franca, hat sich „Lettre“ nie eingelassen. „New Yorker“, „New York Review of Books“, „Harpers“ oder „Granta“ sind für Berberich „sehr gute Zeitschriften“. Doch: „Keine fünf Prozent ihrer Texte stammen aus dem nicht englischen Raum. Bei „Lettre“ sind 80 Prozent aller Texte Übersetzungen.“ Die Zeitschrift hat Autoren wie Slavoj Žižek oder Liao Yiwu im deutschen Sprachraum eingeführt und stark zur Bekanntheit von Anna Politkowskaja und Svetlana Alexijewitsch beigetragen. „Lettre“ glaubt an die Vielfalt der europäischen Muttersprachen. Und an das bedruckte Papier. Digital ist man nur mit Appetizern präsent.

Es gab in der 30-jährigen Geschichte von „Lettre“ diesen einen Moment, in dem die Intellektuellenzeitschrift eine mediale Aufmerksamkeit bekam, die ihr nicht in die DNA eingeschrieben war. Auslöser: Das Gespräch mit Thilo Sarrazin im Jahr 2009 zum Thema „Wie kann Berlin im Zeitalter der Glo-

balisierung bestehen?“ Sarrazin, der Finanzsenator von Berlin gewesen und inzwischen bei der Bundesbank tätig war, „sagte viele interessante, ja grundlegende Sachen über den desolaten Zustand Berlins“, erinnert sich Berberich. „Er nahm einige allzu einseitige Schuldzuschreibungen vor, die er aber genau so stehen lassen wollte.“

„LETTRE“ GLAUBT AN DIE VIELFALT EUROPÄISCHER MUTTERSPRACHEN. UND AN PAPIER

So sprach er viel von türkischen und arabischen „Nichtleistungsträgern“, sah ihre „produktive Funktion“ in Berlin auf den Gemüsehandel beschränkt und vieles mehr. Weil die DPA Sarrazins Aussagen aufgriff und die „Bild“-Zeitung sich auf das Interview stürzte, kannte die mediale Erregung keine Grenzen.

„Übler“, sagt Berberich, sei für ihn nur noch eine Diffamierung durch den Schriftsteller Navid Kermani gewesen, der 2012 behauptete, „Lettre International“ habe durch Werbung für Sarrazins Buch „für den völkischen Nationalismus, dem Uwe Mundlos anhing, mehr getan, als der Nationalsozialistische Untergrund. Sie haben ihn in die Mitte der Gesellschaft getragen.“ Im Sarrazin-Interview von 2009 war sein erst ein Jahr später erscheinendes Buch allerdings kein Thema. Kermani wurde vom Landgericht Berlin bei seinem Ordnungsgeld von 250.000 Euro unter sagt, seine Äußerungen zu wiederholen.

Und kann ein provokantes Interview unter mehr als 50 weiteren Berlin-Texten der Sündenfall einer Nation sein? „Unser Berlin-Heft folgte der Poetik des modernen Großstadtrömers, der Simultaneität polyphon und multiperspektivisch inszeniert wie „Ulysses“ von James Joye oder „Manhattan Transfer“ von John Dos Passos. Im Rahmen dessen war Sarrazin eine von 57 Klangfarben. Doch medial rezipiert wurde ausschließlich er.“ Erfahrungen eines Kulturmagazins mit einer großen Medienöffentlichkeit, aus deren Echo 2010 dann das Sarrazin-Buch hervorging: „Deutschland schafft sich ab“.